

Michael Dissieux

»Graues Land«

Leseprobe

Als ich aufwache, ist das DVD-Gerät stumm.

Irritiert blicke ich mich um. An dem Gerät leuchtet kein Lämpchen mehr, also ist der Akku nun vollständig leer.

Durch den Spalt des Fensterladens schimmert ein hässliches Grau, das den kleinen Raum in tiefe Schatten taucht. Fast erscheint es mir, als hätte jemand schmutzige Tücher über die Möbel gehängt.

Nicht mehr lange und die Nacht würde hereinbrechen. Und in ihrem Schleier kommen jene grotesken Kreaturen, die Murphy als Ungeheuer bezeichnet und ich als *Shoggothen*. Bevor der letzte Rest Tageslicht erstickt werden würde, muss ich mich um Sarah kümmern.

Wehmütig schaue ich auf den schwarzen Bildschirm des DVD-Gerätes.

Noch nie zuvor hatte ich mich so sehr nach Bogarts markantem Gesicht und seinem albernen Hut geseht. Ich ärgere mich maßlos darüber, dass ich eingeschlafen bin. Wer kann schon sagen, wann ich mir je wieder 'Casablanca' ansehen werde.

Ich küsse Sarahs kalte Wange und schlüpfte in meine Pantoffel. Kaum, dass ich dem Bett entstiegen bin, hüllt

mich die Kühle des Herbstes in einen unangenehmen Mantel.

Beim DVD-Gerät bleibe ich stehen und drücke unsicher auf den Einschaltknopf. Ich weiß nicht, was ich erwarte: Sams Pianospiel zu hören, oder einen jener lächerlichen Filmküsse der vierziger Jahre zu sehen? Dennoch drücke ich wiederholt den Knopf. Doch der Bildschirm bleibt schwarz, der Akku definitiv leer.

»Humphrey ist gegangen«, flüstere ich und blicke zu Sarah. Ihr Gesicht am Rand der Bettdecke wirkt wie ein heller Fleck im Dämmerlicht. Ich frage mich, wann wir Bogart wohl alle folgen werden. Wann um *uns* herum alles schwarz wird und unser Akku den Geist aufgibt.

Draußen im Korridor stolpere ich fast über das Gewehr. Es muss wohl umgefallen sein, während ich geschlafen habe. Vorsichtig hebe ich es auf. Es ist seltsam. Jahrelang habe ich keinen Gedanken an die Waffe verschwendet und sie im dunklen Schrank versteckt, weit weg von Sarahs und meinem Leben. Alles schien so sicher und alltäglich, dass derartige Dinge das Letzte waren, an das man dachte.

Und jetzt, da sich alles so drastisch verändert hat, wage ich es kaum, den Schaft und den Lauf zu fest anzufassen, aus Angst, ich könnte das Einzige, das noch zwischen mir und dem Wahnsinn dieser Welt steht, zerstören; als würde das Gewehr in meinen Händen zu Staub zerfallen.

Ich klemme den Schaft gegen die Schulter und ziele auf den Boden. Über die Kimme zu sehen und zu zielen erzeugt ein gutes Gefühl in mir. Obwohl ich nicht weiß, ob ich wirklich dazu in der Lage wäre das Gewehr auch abzufeuern, fühle ich mich sicher. Vielleicht würde das damit zusammenhängen was sich vor dem Lauf befindet. Dabei denke ich an Murphy und daran, dass dieser elende

Nichtsnutz mich mit Sicherheit in zwei Hälften geschossen hätte, wenn ich nicht von seinem Parkplatz verschwunden wäre.

Ich glaube nicht, dass ich zu solch einer Handlung in der Lage wäre. Dafür ist der Wahnsinn in mir noch nicht weit genug fortgeschritten. Murphy hingegen schien nahe dran zu sein den Verstand zu verlieren.

Wer von uns beiden ist wohl der glücklichere Mann in einer Welt wie dieser? Mein alter Kumpel, der sich offensichtlich ein eigenes Reich geschaffen hat und sich den aberwitzigsten Verschwörungstheorien hingibt, oder ich alter Mann, der noch immer die fragliche Fähigkeit besitzt, all die Erlebnisse der vergangenen zehn Tage mit rationalem Verstand angehen zu wollen? Auch wenn ich es mir nie eingestehen würde, doch tief in meinem Innern, wo die kleine Stimme haust, die mir permanent zuruft, ich solle aufgeben und mich der Stille der Welt anpassen, beneide ich Murphy.

Ich lasse meinen Blick wohlwollend über den glatten, kalten Lauf der Waffe wandern und lehne sie dann in die Ecke direkt neben der Schlafzimmertür.

Im selben Moment lässt mich ein Geräusch innehalten.

Meine Hand liegt noch auf dem kalten Stahl. Angestrengt blicke ich in das schummrige Zwielflicht des Korridors, an dessen Ende sich die Pfosten des Treppengeländers als graue Säulen hervorheben. Die Kerze darauf scheint ein Dolch zu sein, der in die Nacht sticht.

Mit zu schmalen Schlitzten verengten Augen versuche ich das Dämmerlicht zu durchdringen. Ich habe aufgehört zu atmen, höre nur noch das heftige Schlagen meines alten Herzens und das Rauschen von Blut in meinen Ohren. Die Waffe endgültig loszulassen wage ich nicht. Etwas war gegen die Küchentür geprallt, die hinaus auf die Veranda führt. Ein kurzer, dumpfer Schlag, als hätte

jemand mit der Faust gegen das morsche Holz geschlagen.

Ich starre unentwegt zur Treppe, die hinunter ins Erdgeschoss führt. In meiner Panik glaube ich schemenhafte Gestalten auf der obersten Stufe zu erkennen. Doch die Schatten verschmelzen mit dem düsteren Licht und verschwinden.

Alles bleibt still.

Keine Schritte, kein weiteres Schlagen gegen die Küchentür.

Je länger ich nach vorn gebeugt vor der Schlafzimmertür stehe, meine feuchte Hand auf dem beruhigend kalten Stahl des Gewehrs liegend, desto surrealer erscheint mir die Situation. Hatte ich nicht vor ein paar Minuten noch über den beginnenden Wahnsinn bei Murphy nachgedacht?

Plötzlich komme ich mir wie ein kleiner Junge vor, der in der Nacht durch das Knarren einer Bodendiele aufgewacht ist und zu viel Angst hat, ins Schlafzimmer seiner Eltern zu laufen. Mein Rücken beginnt zu schmerzen, meine Beine zittern. Ich richte mich auf, lasse den Lauf der Waffe los und höre das protestierende Knacken von Knochen in meinem Körper. Mein Blick bleibt jedoch auf den Treppenabsatz am Ende des Flures gerichtet: Schatten, die sich auf der obersten Stufe bewegen, sich um die Holzpfosten des Geländers winden – und wieder verschwinden.

Ich schließe die Augen, warte auf das hölzerne Krachen der Küchentür, das Bersten von Glas, Schritte auf der Treppe, das Knarren der mittleren Stufe. Doch alles, was mich aus der zunehmenden Dämmerung anschreit, ist Stille.

Und doch bin ich mir sicher, dass etwas auf der Veranda war.

Etwas ist gegen die Küchentür geprallt. Etwas hat versucht, sie einzuschlagen.

Das Hämmern meines Herzens lässt meinen Körper wie ein aufgezogener Spielzeug zittern. Es ist noch nicht Nacht. Sie kommen nur im Dunkeln aus den Wäldern. Draußen ist es noch hell, wenn auch trübe und grau. Heißt das, sie verändern sich? Hat die Welt sich wieder weitergedreht?

Ich verfluche Sie, Mr. King! Sie und ihren verdammten Satz!

Mit klammen Fingern greife ich zum Gewehr und fühle mich angesichts des Gewichtes sofort etwas ruhiger. Die Waffe im Anschlag schleiche ich auf die Treppe zu. Wieder glaube ich, Schatten zu erkennen. Doch je deutlicher sich das Geländer aus dem Grau des Flures schält, desto weniger Gestalten kann ich sehen. Ich wage es nicht, die Kerze anzuzünden. Der Lichtschein könnte mich verraten. Ein Umstand, über den ich mir in den vergangenen Tagen noch keine Gedanken gemacht habe.

An der Treppe angelangt spähe ich vorsichtig über das Geländer hinunter ins Erdgeschoss. Der Flur liegt im Dunkeln. Die Türen zum Wohnraum und der Küche erscheinen mir wie dunkle Portale in andere Welten.

Keine Bewegung.

Keine Schritte.

Mit dem Lauf der Waffe von links nach rechts und wieder zurück zielend steige ich die Treppe hinunter. Stufe für Stufe.

Mein Herz rast.

Das Knarren der mittleren Stufe hätte mich fast zum Schreien gebracht. Nur mit Mühe schaffe ich es, nicht wahllos ins Dunkel des Erdgeschosses zu feuern.

Mehrere Minuten verharre ich bewegungslos auf den Stufen, versuche mit dem Zwielight zu verschmelzen. Niemand soll mich sehen.

Aber können sie meine Angst nicht riechen? Ich stinke danach, als wäre ich in einen Sumpf gefallen.

Zögernd gehe ich weiter. Das Schweigen der Dämmerung am Fuße der Treppe scheint mich zu verhöhnen. Schon bilde ich mir ein, flüsternde Stimmen aus den Ecken zu hören.

Ruft da jemand meinen Namen? *Etwas ...?*

Mein Körper wird von kaltem Schweiß eingehüllt, der meine Furcht schürt und mich aufstöhnen lässt. Meine Beine, die Stufe um Stufe hinabsteigen in eine fremde, bedrohliche Wohnung, sind nicht mehr die meinen. Doch so sehr ich mich danach sehne, zurück ins Schlafzimmer zu laufen, die Tür hinter mir zu verbarrikadieren und mich zusammen mit Sarah unter ihrer nach Tod stinkenden Decke zu verkriechen: Ich darf mich nicht zum Sklaven meiner Furcht machen.

Es ist noch nicht dunkel!

Das, was da gegen die Küchentür geprallt ist, kann unmöglich eines der Wesen gewesen sein, die ich als *Shoggothen* bezeichne. Vielleicht hat der Wind einen besonders großen Ast gegen das Haus geschleudert oder etwas, das auf der Veranda stand, ist umgefallen.

Der Gedanke gefällt mir, doch im nächsten Moment fragt mich mein überreizter Verstand voller Panik, von welchem Wind ich spreche. Ich weiß, dass man selbst auffrischenden Wind um den Dachfirst heulen hören kann. Wie oft habe ich an strengen Winterabenden im Bett gelegen und dem brutalen Lied gelauscht, welches über das Haus hinweggezogen war. Ich liebte stets solche Augenblicke, die mir die Behaglichkeit unseres Hauses erst so richtig nahe gebracht haben.

Doch an diesem Nachmittag habe ich kein Heulen gehört, keinen Wind.

Trotzdem halte ich an meinen Theorien fest. Sie beruhigen mich und gestatten mir, mich mit dem nötigen Mut in die Küche vorzuarbeiten.

Das Fenster in der Küchentür starrt mir als trübes Quadrat entgegen. *Ich werde die Fenster mit Holz zugeln müssen*, sage ich mir und könnte mich gleichzeitig ohrfeigen, dass ich das nicht längst schon getan habe. Nur die Läden zu schließen, würde eventuelle Angreifer nicht davon abhalten, ins Haus zu gelangen.

Nichts bewegt sich vor dem milchig grauen Fenster. Selbst die Schemen eines Busches verharren in völliger Reglosigkeit. Ich bleibe in der Tür stehen, durchsuche die Küche mit meinen Blicken, wobei ich mit der Waffe in jede Ecke ziele. Mein Finger liegt am Abzug. Meine Hand fühlt sich kalt und taub an. Doch die Tür ist verschlossen, das Fenster nicht zerbrochen. Niemand kann sich in die Küche gestohlen haben, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Unzählige weitere Minuten vergehen. Mein Herz droht zu zerspringen, mein Atem geht schnell und schmerzt in der Brust.

Dann lege ich, ohne dass ich bewusst darüber nachdenke, das Gewehr auf den Küchentisch, werfe einen letzten Blick durch das kleine Glasfenster hinaus in den Garten und beginne schließlich mit automatisierten Bewegungen Sarahs und mein eigenes Abendessen vorzubereiten. Dabei denke ich nicht darüber nach, was ich tue. Meine Hände besitzen eigenes Leben, sind mir fremd. In Gedanken höre ich unablässig das Krachen gegen die Küchentür.

Es ist noch nicht Nacht, denke ich verzweifelt.

Doch mein Mantra kann mich nicht beruhigen.

Als das Abendessen fertig ist, stelle ich alles auf ein Tablett, nehme das Gewehr mit der rechten Hand, steige lautlos die Stufen zum Schlafzimmer hinauf.

Dabei lausche ich auf jedes Geräusch, halte den Atem an – und verfluche das Schlagen meines Herzens.

Als ich die Schlafzimmertür erreiche, sie öffne und mit betont langsamen Bewegungen wieder hinter mir schließe, spüre ich, wie ein finsterer Schatten von mir fällt, der sich beharrlich an mir festgeklammert hat. Das Gewehr habe ich mit ins Schlafzimmer genommen.

Während ich Sarah füttere, konzentriere ich mich auf ihr apathisches Gesicht und die schmatzenden Geräusche. Ich will an nichts anderes denken als daran, meine Sarah zu füttern und sie anschließend zu waschen. Ich will nicht daran denken, was vielleicht in diesem Augenblick um das Haus schleicht. Und nicht daran, was vielleicht gerade durch das kleine Fenster der Küchentür stiert.

Ich füttere Sarah, wische ihren Mund ab, esse selbst ein wenig und wasche sie anschließend mit kaltem Wasser. Warmes Wasser gibt es nur über dem Holzofen in der Küche.

Und dorthin bringen mich an diesem Tag keine zehn Pferde mehr.